

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 15 (2008)
Heft: 173

Rubrik: Stadtleben

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am 30. November findet die Volksabstimmung über den Kredit für die Lokremise statt und damit auch darüber, ob der bisher provisorische Kulturbetrieb in definitiver Form weitergeführt werden kann, oder ob sich wieder der Staub über die hohen Räume senkt, sich Spinnen und Asseln gute Nacht sagen. Die Lokremise kann auf zwei erfolgreiche und gut besuchte Probebetriebsjahre zurückblicken. 23,6 Millionen Franken beträgt der Kredit für Umbau und Sanierung. Geplant sind ein Kinosaal, Theater-, Kunst- und Performanceräume und ein Restaurant. Ja, 23,6 Millionen sind viel Geld. Aber auch wenn ob der Bankenkrise nun die grosse Sparwut droht, ist es wichtig, gerade dem kulturellen Leben Raum zu ermöglichen. Schliesslich dreht sich das Leben, auch wenn es zurzeit so scheinen mag, nicht allein um Aktienkurse und Hedgefonds. Und ein Theaterstück, ein Film, ein Kunstwerk erklärt einem die Welt manchmal besser, als all die selbsternannten Experten.

Wir haben verschiedene Leute aus Kultur und Politik gefragt, was ihre Gründe für ein Ja zur Lokremise sind. Hier sind ihre Antworten:

K Mit ihrem einmaligen Ambiente ist die Lokremise für Stadt und Kanton St.Gallen ein Glücksschlag. Der erfolgreiche Probebetrieb hat in den letzten Jahren gezeigt, dass die grosszügigen Räumlichkeiten mit ihrem industriellen und urbanen Flair ideale Bedingungen für Kulturveranstaltungen bieten. Als eifige Lokremise-Gängerin habe ich bei Besucherinnen und Besuchern aus der Region, und auch von auswärts, immer wieder grosse Überraschung und Begeisterung über diesen unvergleichlichen Kulturstadt erlebt. Auch für die beteiligten Kulturinstitutionen stellt die Lokremise eine wichtige Chance dar. Für viele Werke des zeitgenössischen Musik- und Sprechtheaters ist die grosse Bühne des Theaters nicht geeignet. Mit der Lokremise erhält das Theater nun die dringend benötigte zweite Spielstätte. Auch für das Kinok wird der neue zentrale Standort einen Quantensprung bedeuten. Beim Theater, dem Kinok und den Institutionen aus dem Bereich der bildenden Kunst ist in der letzten Zeit eine deutliche Bereitschaft zur Vernetzung und zur Zusammenarbeit spürbar. Ich bin deshalb überzeugt, dass das spartenübergreifende Kultuzentrum ausgezeichnet funktionieren und einen wichtigen Beitrag an das kulturelle Leben von Stadt und Kanton leisten wird.

Madeleine Herzog
Kulturbeauftragte Stadt St.Gallen

K Wassertanks, Nachfassen von Kohle und das Entschlacken waren in der Lokremise zentrale Aktivitäten. Die Drehscheibe soll nun endgültig zum Angelpunkt urbaner Kultur werden. Wie viel Kohle darf es denn sein? Stiftungsplan und Budgetrechnung für den Umbau liegen vor und überzeugen, obwohl die Betriebspläne/-kosten der Kulturaktivisten noch in den Sternen stehen. Ein städtischer Brennofen für Kultur darf und soll Kohle kosten. Aber die Bemerkung darf nicht fehlen. Der Balanceakt der jährlichen kantonalen Versorgung der Kultur-Loks hat im Kanton St.Gallen auch im Schweizer Vergleich deutliche Schwachstellen. In den historisch ausgerichteten Aufgaben zum Beispiel, wie Erarbeitung von Kultur- und Siedlungsinventaren, Archäologie, Historische Museen, Forschung u.a. Auf die Auswertung der in den sechziger Jahren getätigten Forschungen am St.Galler Weltkulturerbe warten wir (international) schon vierzig Jahre! Kein Mensch macht sich dafür stark im Parlament. Dem Kanton fehlt zu einer fachlich besseren Kulturstrategie und Ausgabenverantwortung noch immer der längst fällige Kulturrat. Ausserrhoden schafft das vorbildlich. Trotzdem: Ja zur Lokremise samt Wasserturm!

Peter Röllin
Kultur- und Kunsthistoriker, Rapperswil-Jona

JA ZUR LOKREMISE!

K Ich fände es wunderbar, wenn das Kinok in die Lokremise käme und freue mich auch auf all die anderen Veranstaltungen. Die Lokremise ist ein sehr spezielles Gebäude und ich fand es schade, als die Galerie Hauser und Wirth damals auszog. Es wäre ein grosser Verlust, wenn St.Gallen aus Mutslosigkeit die Möglichkeit vorbeistreichen liesse, das Gebäude weiter zu beleben. Auch in schwierigen Zeiten wie diesen, mit all den finanziellen Problemen, ist das Geld in der Lokremise gut angelegt. Gerade wenn man so sieht, was alles in Verkehrsgebäuden investiert wird. Es ist wichtig, die Leute im Kanton zu informieren, denn viele kennen die Lokremise gar nicht. Ich hoffe sehr, dass die Abstimmung angenommen wird. Dann ginge ich jede Woche ins Kinok. Es liegt ja dann sozusagen in der Nachbarschaft.

Roman Signer
freischaffender Künstler, St.Gallen

K Unabhängig von den stadtplanerischen, den regionalen und überregionalen kulturpolitischen, und ganz zu schweigen von den interdisziplinären Vorteilen, die das Projekt Lokremise bietet, bedeutet im Speziellen die angestrebte Raumbühne für das Theater St.Gallen die Möglichkeit, dass zeitgenössisches Theater im Kanton St.Gallen nachhaltig Fuss fassen und überleben kann. Die Raumbühne ist in der Anordnung der Zuschauerbestuhlung variabel und für circa 200 Besucher ausgelegt. Sie ist ein Raum für zeitgenössische Stoffe, Umsetzungen und Sehgewohnheiten. Was war zuerst da? Die neuen Sehgewohnheiten der Menschen, die durch Fernsehen und Kino gewohnt sind, die Gesichter und somit die Augen der Akteure als Spiegel der Seele aus nächster Nähe zu beobachten? Oder waren zuerst die Themen, Globalisierung, neue Lebenseinstüfe und Partnerschaften da, die als obersten Richter für Glaubwürdigkeit die Authentizität verlangen? Oder was es etwa der Wunsch der Künstler nach einem Raum, der die konventionellen Formen aufbricht? Das Ei des Kolumbus, wir wissen es nicht! Aber die gesamte gesellschaftliche und künstlerische Entwicklung der letzten Jahre verlangt einen offenen Raum wie die Lokremise, der ein elementares Werkzeug für eine vielschichtige Gesellschaft darstellt, die nicht diktieren, sondern Toleranz üben, und dabei Gemeinschaft schaffen möchte.

Tim Kramer
Schauspieldirektor des Theaters St.Gallen

K St.Gallen ist der richtige Ort für ein Projekt wie die Lokremise. Ein industrielles Baudenkmal kommt zu neuem Glanz, ohne museal zu werden. Der Umbau in ein spartenübergreifendes Kulturzentrum sowie das Bekennen zu zeitgenössischer Kunst, experimentellen Formen und Improvisation schafft ideale Rahmenbedingungen. Kultur ist nicht einfach ein toter Verfassungsartikel und eine kantonale Aufgabe, sie muss gelebt werden. Die Lokremise hat die einmalige Chance, zu einem Ort des Austauschs zwischen Kulturschaffenden und Kulturinteressierten zu werden. Und last but not least entsteht mit der neuen Fachhochschule und dem Bundesverwaltungsgericht ein lebendiges Quartier mit viel Zeitgeist.

Daniela Colombo
Germanistin und SP-Kantonsräatin, Rapperswil-Jona



Bild: Daniel Ammann

V I E G E N E R
 V I O P T I N K E R
 V I O E G E N E R
 V I O P T I N K E R
 V I O E G E N E R
 V I O P T I N K E R
 V I O E G E N E R
 V I O P T I N K E R
 V I O E G E N E R
 V I O P T I N K E R
 V I E G E N E R
 O P T I K

Schmiedgasse 35, CH-9001 St.Gallen, Gratistelefon 0800 82 11 44
www.viegener.ch, e-mail: info@viegener.ch

V I E G E N E R
 O P T I K

Stadt St.Gallen
 Sportamt // / / / / / /



Badespass
Fitness und Wohlbefinden

VISIONAL



HALLENBAD UND SAUNA
BLUMENWIES
 ST. GALLEN

Gemeinsam durchs Leben gehen:
 UBS Family, die neue Banklösung
 für Familien und Paare.



www.ubs.com/family

You & Us

 UBS

© UBS 2008. Alle Rechte vorbehalten.

OSTBLOGU



Die Challenge Tour 08/09 ist das Produkt einer Wette: Saiten-Autor Daniel Kehl – der Verfasser des Kultbuchs «Hutter & Mock» im Saiten-Verlag, 2004 – verpflichtete sich, während der Barrage, entweder zu Fuß nach Genf zu laufen (im Falle des Ligaerhalts) oder in der B-Liga-Saison 2008/09 alle Auswärtsspiele des FC St.Gallen zu besuchen.

Die anderen Beiträge zu St.Gallens Abenteuer in der Challenge League veröffentlichen wir auf dem Blog von Saiten. Nebst Kehl stellen zahlreiche Autoren, Zeichnerinnen und Fotografen ihre Beiträge in den Blog. Leserinnen und Leser haben die Möglichkeit, die Einträge zu kommentieren und die Diskussion am Laufen zu halten.

www.saiten.ch/ostblog

Untiefen vermeiden



Bild: Daniel Kehl

Übers Wasser zum Spiel – das ist gerade nicht die ideale Matchvorbereitung. Denn man wird ganz sanft dabei, schaut zu, wie sich die Wellen im Westwind kräuseln, hört zu, wie ein Seebär von Kapitän mit seinem Matrosen plaudert, der in aller Seelenruhe die Täue festmacht, mehr als ein dutzend Mal auf der fast vierstündigen Fahrt zwischen Kreuzlingen und Schaffhausen. Auf dem Schiff gibt es keine Möglichkeit, die Spannung vor dem Gegner aufzubauen. Einsame Fischer in ihren Booten lenken die Gedanken hin zu den grossen Fragen des Lebens. Was mache ich eigentlich hier, unterwegs zu einem nicht weltbewegenden Spiel zwischen zwei durchschnittlichen Mannschaften der zweithöchsten Liga? Die Seegelboote liegen schräg im Wind, kreuzen scheinbar ohne Ziel auf dem Untersee, vorbei an Schilfgürteln und Schwanenfamilien und hübschen, verträumten Städtchen. Bald folgt eine der schönsten Flussfahrten Europas, die Passage zwischen Stein am Rhein und Schaffhausen. Wird FCSG-Star Katanha von unserem Munti in Grünweiss aus dem Spiel genommen, wann kommt der verletzte Koubsky endlich zurück und wird Costanzo erneut treffen? – Daran denke ich keine Sekunde, denn hier am Wasser könnte man sich sofort und für immer niederlassen, auch ohne Fussball.

Vorbei gehts an der Werd-Insel, wo der Heilige Othmar begraben ist, vorbei an der Altstadt-Perle von Stein und hinein ins grünblaue Flussband Richtung Diessenhofen. Schliesslich folgt sie doch noch, die Vorbereitungs-Metapher, das treffende Bild für den Match in Schaffhausen und das von unerwarteter Seite, ausgerechnet von der Schiffahrtsgesellschaft Untersee-Rhein, die auf Tafeln warnt: Untiefen ausweichen! – Das Schiff fährt nach Stein nicht flott und auf direktem Weg zum Ziel, sondern vorsichtig und mit angepasster Geschwindigkeit in unerklärlichen Schlaufen, in mit dicken Holzstämmen markierten Fahrinnen, um nicht auf Grund zu laufen. «Denkt an den Kapitän auf der Kommandobrücke, der Schiff und Passagiere an Kiesbänken und seichten Stellen vorbei sicher ans Ziel bringt!» Spricht FCSG-Trainer Uli Forte vor dem Spiel so zu seiner Mannschaft? «Spielt umsichtig und intelligent. Habt Geduld und Vertrauen und alles kommt gut heraus.»

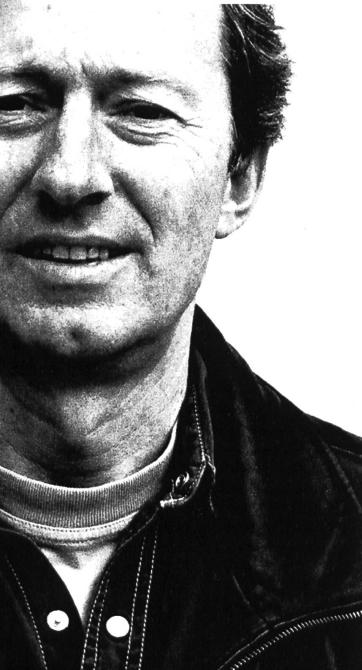
Die Wirklichkeit auf der Schaffhauser Breite ist ganz anders: Da trifft ein aufsässiger Gastgeber auf eine grün-weiße Mannschaft, die mit ihrer Favoritenrolle nicht zurechtkommt. Es fehlt eine Figur im St.Galler Mittelfeld, die das Steuer in die Hand nimmt und das Spiel mit Ruhe und Übersicht zu lenken weiß. Echter Gelassenheit dagegen begegnet man am Spielfeldrand unterhalb der Haupttribüne, wo sich einheimische und auswärtige Fussballliebhaber durchmischen. Das Spiel beider Teams wird dort mit scharfem Auge verfolgt und sachlich gewürdigt und kritisiert. Schiedsrichter Bertolini zweiter Penalty-Pfiff für St.Gallen kurz vor Schluss wird allseits mit Kopfschütteln kommentiert. Und plötzlich wird der tiefere Sinn dieser Reisen zu den vergessenen Fussballplätzen des Landes klar. Hier trifftst du Gleichgesinnte, mit denen du, unabhängig von der Vereinsfarbe, über die hohe Kunst des Fussballspiels und dessen wahre Meister reden und streiten kannst. **Daniel Kehl**

«FUCK BUSH» REICHT NICHT

Ausser den bekannten Parolen kommt fast nichts mehr: Die Autoren und Politiker Hans Fässler und Etrit Hasler über die «Eventisierung» und Entpolitisierung der Kulturszene.

von Johannes Stieger

«Provokativ gesagt, ist es den Herrschenden nur recht, wenn viel läuft, es Szenen gibt, die sich kaum kennen und keine Debatten mehr führen.»



Anfang September schrieb der Ex-Kantonsrat, Autor, Lehrer und Kabarettist Hans Fässler eine E-Mail an die städtische Kulturbefragte St.Gallens Madeleine Herzog. Er begründete, warum er nächstes Jahr nicht am zweiten St.Galler Literaturfest teilnehmen wird und führte einen Rundumschlag gegen den Kulturbetrieb aus. Die Kopie ging an zwölf Leute. Fässler griff auch die Stamp Poetry-Szene St.Gallens an: «Und mit Abschlu konstatiere ich, wie Kultur schleichend immer mehr zum Event wird, sich an Besucherzahlen misst, Inhalte banalisiert, sich mit grossen Namen schmückt, das Gerede von den Leuchttürmen übernimmt, sich dem kapitalistischen Wettbewerbsdenken an. Die Brust schmeist (inklusive Stamp Poetry und ihre seit Jahren plattgewalzten und ausgeduldeten Dichterwettbewerbe) und von Action zu Action taumelt.» Darauf wehrte sich der Slamer, Journalist und Stadtparlamentarier Etrit Hasler mit einer langen Mail. Wir baten beide an einen Tisch und stellten fest, dass sie sich ziemlich ähnlich sind.

Fässler: Ich verspürte schon länger die Lust, einen Rundumschlag zu verfassen. Ich wollte eine Absage für Literaturfest in drei, vier Sätzen schreiben, doch es wurden immer mehr.
Hasler: Und uns hast du in den selben Topf geworfen mit der Stadt. Das ist mir schon sauer aufgestossen, gerade weil ich deiner Kritik in weiten Teilen zustimmen kann.
Fässler: Mir ging es ja nicht primär um euch. Wohl zu lange hatte ich die Illusion, das zeitgenössische, lokale Kulturschaffen sei tendenziell links und es bestehe eine ideologische Verbundenheit untereinander. Halt so, wie ich es in den achtziger Jahren mit den ausserparlamentarischen Gruppierungen, parlamentarischen Linken, der Grabenhalle erlebte. 2001, bei der nicht stattgefundenen Debatte um Flickr, die Zwangsarbeiter und die Hauser&Wirth-Szene mit unsäglichen Positionsbezügen von Roman Signer und Pipilotti Rist, schien es mir plötzlich, die Stimmung sei gekippt.

Hasler: Es hat tatsächlich eine Fragmentierung stattgefunden. Die Kulturschaffenden sind zu sehr mit ihrem eigenen Ding beschäftigt, um über ihren Tellerrand hinauszuschauen. Es gibt selten Anlässe, bei denen alle aus den Löchern kommen und sich beteiligen. Nur gerade bei den Protesten gegen Asyl- und Ausländergesetz oder auch beim Polizeireglement habe ich das so erlebt.
Fässler: Ein Beispiel für die Verschiebung war für mich die letzte HSG-Erweiterung. Sogar Gardi Hutter war im Pro-Komitee aufgeführt. Man kann ja sagen, man müsse die Hochschule ausbauen, aber traditionell hat die Linke das immer mit Bedingungen verbunden. Es ist nicht so, dass man den Kapitalismus abschaffen kann, indem man die Hochschule kämpft, aber einfach «super!» dazu sagen, geht auch nicht. Ein grosser Teil von den Schlammassel, die heute über unseren Köpfen zusammenschlägt,

ist da oben produziert worden. In den achtziger und neunziger Jahren musste man sich noch rechtfertigen, wenn man eine bestimmte Position einnahm, man wurde auf Widersprüche behaftet.
Hasler: Die Szene ist auch enorm gewachsen. Man begegnet sich nicht mehr selbstverständlich, weil man nicht mehr automatisch an den gleichen Orten verkehrt, in den gleichen Spunten oder an den gleichen Veranstaltungen.

Fässler: Wenn heute ein Juso-Mitglied sagt, in St.Gallen laufe nichts, verstehe ich die Welt nicht mehr. Rein zahlenmäßig läuft kulturell mindestens doppelt soviel wie in den Achtziger. Ich staune, woher die Leute kommen, dass sich die neuen Orte immer wieder füllen.
Hasler: Genau. Heute hat es an einem ganz normalen Donnerstagabend fast so viele Leute auf der Strasse wie am St.Galler-Fest vor zehn Jahren. Ancheinend zahlt sich das penetrante «Standortmarketing» der Stadt doch aus.

Fässler: Diese Zunahme wird auch nie hinterfragt. Ist es denn läss, wenn so viel läuft? Viel Energie und Arbeit, die früher in die Politik floss, geht heute in die Kultur. Und provokativ gesagt, ist es den Herrschenden nur recht, wenn viel läuft, es Szenen gibt, die sich kaum kennen und keine Debatten mehr führen.
Hasler: Ich nehme auch wahr, dass sich die Kulturschaffenden generell von der Politik verabschiedet haben. Man macht lieber ein bisschen Kultur, weil Politik sowieso nichts bringt. Oder man wählt grünliberal, weil das gerade «in» ist. Ich hatte lange Zeit das Gefühl, einer der wenigen meiner Generation zu sein, der einer Partei angehörte.

Fässler: Kannst du mir eigentlich erklären, um was es beim neuen Kulturkonzept geht? Ich bin ja auch ein bisschen kulturell tätig, aber mich interessiert es überhaupt nicht, was sie für ein Kulturkonzept schreiben. Ich mache das, was ich nötig finde, und wenn ich einen Raum brauche, brauche ich einen Raum, vielleicht finde ich einen, vielleicht nicht. Ich habe schon das Gefühl, dass in den Achtziger die Kultur- und Raumdebatte ein Ausdruck von dem war, was da war. Und jetzt habe ich das Gefühl, man führt die Debatte über Geld und Räume, aber nicht über Inhalte. Eine Grabenhalle wurde geschaffen für Musik, die sonst keinen Platz hatte, für politische Diskussionen. Als die Halle da war, wurde sie von denen gefüllt, die von unten gedrückt hatten. Mittlerweile habe ich das Gefühl, von unten drückt gar niemand mehr.

Hasler: Es gibt natürlich Sachen, die von unten gedrückt haben und von der Stadt übernommen wurden. Das Jugendsekretariat hat da eine ganz wichtige Funktion. Die jungen Bands geben ihre ersten Konzerte heute im Flon oder im Talhof. Mit dem Poetry-Slam sind wir auch diesen Weg gegangen. Die Kehrseite ist natürlich, dass die Ansprüche an die Kulturbetriebe gestiegen sind: In den Achtziger hätte es Ärger gegeben, wenn sich die Stadt in den Betrieb der Grabenhalle eingemischt hätte. Heute läuft das anders:

NICHT

Man hängt politische Transparente auf und wird abgemahnt. Oder wenn die Stadt vorschreibt, dass die Halle in Zukunft rauchfrei sein muss, dann macht man das, egal, ob es fast unmöglich umzusetzen ist.
Fässler: Aber um was geht es nun bei diesem Kulturkonzept?

Hasler: Natürlich wieder nur ums Geld. Peter Dörlinger rechnete aus, dass die Kulturausgaben teilweise rückläufig sind, wenn man die Teuerung miteinberechnet, gerade bei den kleineren Häusern im Vergleich zu den grossen.

Fässler: Die alte Fragestellung und Forderung nach Gleichberechtigung und Umverteilung also.

Hasler: Gleichbehandlung ist eine Illusion. Nur schon im gleichen Universum existieren zu dürfen, wäre ganz nett: FDP-Präsidentin Jennifer Deuel kann in vollem Ernst im Parlament aufstehen und sagen: «Vielen Dank, liebe Kulturschaffende, dass ihr so viel gratis gearbeitet habt,» ohne dabei rot zu werden, wenn sie zehn Minuten später einen skandalösen Nachtragskredit für die Festspiele durchwinkt. Wenn die Stadt von einem Betrieb in der Grösse des Palace oder der Grabenhalle erwartet, professionell zu arbeiten, braucht es Subventionen zwischen einer viertel- und einer halben Million Franken.

Fässler: Etwas anderes ist ja der st.gallische Minderwertigkeitskomplex im Sinne von «wir sind auch wer». Der Drang zu sagen, wir seien super und bei uns sei es auch läss, geht mittlerweile von den offiziellen Behörden nahtlos in die alternative Szene hinein.

Die Kunsthalle wollte mir mit der letzten Ausstellung erklären, die Mittelstall sei in Fall auch spannend. Dieses ewige Schielen nach den Weltstädten, nach Berlin, Hamburg, Wien und Barcelona. Woher kommt diese gequält-kosmopolitische Haltung?

Hasler: Da spielt sicher der Brain-Drain mit: Wer etwas Anständiges studieren will, muss weg. Wir haben hier ja nur die Kaderschmiede in Rotmonten.

Fässler: Das war doch schon immer so, das ist in ähnlichen Städten auf der ganzen Welt so.

Hasler: Vielleicht war früher die Wahrnehmung anders. Damals verkehrten grosse Namen in der Stadt. Gainsbourg geisteerte herum, Eugen Gomringer gab seine Zeitschrift «Concreta» im Verlag der Erker-Galerie heraus.

Fässler: Denkst du, St.Gallen ist ins Abseits geraten?

Hasler: Als Susanna Kulli ihre Galerie schloss und nach Zürich abwanderte, beklagte sie in einem Interview, dass früher St.Gallen auf der Achse München – Zürich eine Bedeutung gehabt habe. Wenn du heute einem in Deutschland von St.Gallen erzählst, hat er keine Ahnung von was man redet, ausser er studiert an der HSG oder kennt sich im Poetry-Slam aus.

Fässler: Mir reicht das Angebot hier vollauf. In meiner Zeit als Kulturredakteur oder Kulturproduzent hatte ich nie das Gefühl, St.Gallen sei mir zu wenig. Das hat natürlich auch mit dem Reisen und der Öffnung zu tun. Wenn ich sehe, wie die Jungen heute «Welt konsumieren», befremdet mich das. Das ist purer Kolonialismus, einfach mit anderen Mitteln. Man jet-

tet dorthin und dahin und war schon überall. Früher war der Internationalismus gezielter. Man war zum Beispiel in der Palästina-Libanon-Gruppe oder in der Zentralamerika-Solidarität oder der Anti-Apartheid-Bewegung und hat sich mit der Geschichte dieser Regionen befasst, lud Leute ein oder reiste zu ihnen. Das war eine völlig andere Beschäftigung mit der Welt.

Hasler: Heutige Generationen wachsen halt mit dem Unbewusstsein von Landesgrenzen auf. Das empfinde ich als echten Fortschritt. Ich bewege mich so viel zwischen der Schweiz und den umliegenden Ländern, dass ich manchmal schlicht vergesse, dass da eigentlich eine Grenze ist. Erst wenn ich an der Grenze stehe und meinen Pass vergessen habe, wird es mir schlagartig wieder bewusst.

Fässler: Ich denke schon, dass meine Generation strenger aufgewachsen ist: Schauen, dass man sich ökologisch richtig verhält, sprachlich muss man sich gegenüber den Feministinnen richtig verhalten, Armee ja oder nein. In den Neunziger fand die Entideologisierung statt. Man begann zu fliegen, Leute, die immer dagegen waren, kauften ein Auto, Frauen, die sagten, schminken sei ein Teil der männerdominierten kapitalistischen Ästhetikindustrie, schminkten sich. Die Veränderung war ja auch gut, aber es ging alles zu schnell und ohne Trauerarbeit. Wenn man Ideologien aufgibt, gehört auch Trauerarbeit dazu. Viele sagten, geil, jetzt ist es doch so schön, jetzt darf man endlich wieder. Was ist denn heute noch politisch? In den siebziger Jahren musste man Marx und Engels durchgeackert haben, dass man akzeptiert wurde, heute reicht ein «Fuck Blocher». Und Andreas Thiel, der ein bisschen was vom Nahen Osten versteht, wird als der Intellektuelle unter den Kabarettisten angesehen. Der Massstab hat sich verschoben.

Hasler: Das ist aber auch in der Politik so, oder hast du das Gefühl, Jositsch oder Allermann würden sich für Marx interessieren?

Fässler: Es ist wieder mal die Frage nach dem Huhn oder dem Ei. Hat sich die Gesellschaft entpolitisirt und darum auch die Kultur oder umgekehrt, oder liegt es an den Medien? Manchmal habe ich das Gefühl, dass im Kulturjournalismus Leute arbeiten, die auch ein bisschen an der Entpolitisierung leiden und darum Sachen, die überdurchschnittlich politisch sind, hochschreiben und -hypen. Wenn Enzler als politischer Kabarettist abgefeiert wird, verstehe ich das politische Koordinatensystem nicht mehr.

Hasler: Die Jugendlichen, die an Slams kommen, finden natürlich auch, es sei wahnsinnig politisch, wenn einer «Fuck Blocher», «Fuck Bush», «Fuck Berlusconi» gebrüllt hat. Es gibt selten wirklich tief gehende politische Ansätze. Es stimmt schon, ich kenne nicht wahnsinnig viele Slammer oder andere Jungschriftsteller, die selber politisch aktiv sind, einer Partei angehören.

Fässler: Man muss ja nicht in einer Partei oder politisch aktiv sein. Man sollte aber in politische Zusammenhänge eingebettet sein. Zum Teil gehört es ja zum guten Ton, sich von den Alttinken zu distanzieren. Ein anderes Thema, das mir in diesem Zusammenhang sehr am Herzen liegt, ist der Fussball. Fussball war für viele Linke ein Teil der Verdummung, der Verdrängungsindustrie, rassistisch usw. Irgendwann brachen alle Dämme. Es gab in der Kulturszene plötzlich beinahe einen Wettbewerb, wer der grösste Fussballfan ist. Dieses Namedropping mit Namen von Spielern, coolen Clubs und Stadien ist mir zuwider.

Hasler: Aber gerade in der Fussballszene wächst eine neue Linke heran, die die Fans einer zunehmenden Fichierung und Repression ausgesetzt sind. Man nimmt deren Daten auf, kontrolliert sie. Mir begegnen in den Stadien immer wieder junge, eigentlich zufest unpolitische Menschen, die ein Bewusstsein für Grundrechte entwickelt haben, weil sie selber oder Leute in ihrem Umfeld von der Repression betroffen sind. Ich glaube, dass das Leute sind, die in zehn Jahren ein ausgeprägtes politisches Bewusstsein haben werden.

Fässler: Der Fussballfan als das neue revolutionäre Subjekt? ■

«Die Kulturschaffenden sind zu sehr mit ihrem eigenen Ding beschäftigt, um über ihren Tellerrand hinauszuschauen. Es gibt selten Anlässe, bei denen alle aus den Löchern kommen und sich beteiligen.»



Lässt Herzen höher schlagen!

Programm Musik & Kultur jetzt bestellen!

Beratung und Anmeldung:

Musik & Kultur
Klubschule Migros
Bahnhofplatz 2
9001 St. Gallen
Tel. 071 228 16 00
musik.kultur@gmos.ch

www.klubschule.ch

WIDERSPRUCH

54

Beiträge zu sozialistischer Politik

Energie und Klima

Neues Energierégime; Industrialisierung und CO₂; Agotreibstoffe contra Ernährungssouveränität; Klima-Kapitalismus der EU; Solarzeitalter und Erneuerbare Energien; Mobilitätswahn; 2000-Watt-Gesellschaft; Grüne und ökologische Politik; Nachhaltige Natur- und Geschlechterverhältnisse

E. Altvater, P. Niggli, T. Goethe, A. Brunnengräber, K. Dietz, H. Scheer, H. Guggenbühl, B. Ringger, S. Wolf, B. Piller, A. Braunwalder, B. Glättli, B. Flieger, H. Klemisch, A. Biesecker, S. Hofmeister, T. Santarius

Diskussion

U. Brand: Sozial-ökologische Perspektiven
BUKO: Vergesst Kyoto! Die Katastrophe ist da
R. Schäfer: Afrika, Frauen, Nachhaltigkeit
B. Kern: Ökosozialismus oder Barbarei
P. Pürschert: Postkoloniale Diskurse in der Schweiz

224 Seiten, Fr. 25.– (Abonnement Fr. 40.–)
zu beziehen im Buchhandel oder bei
WIDERSPRUCH, Postfach, 8031 Zürich
Tel./Fax 044 273 03 02
vertrieb@widerspruch.ch www.widerspruch.ch

lernen
lernen
fordern
fordern

Sekundarschul- Vorbereitungsjahr*

Integrierte Oberstufe mit Sekundarschule *

* Eintritt nach sorgfältiger Abklärung während des ganzen Schuljahres möglich!

Prüfungsvorbereitung

Für Kanti, WMS, WMI, FMS, BMS
Gruppenkurs, Mi od. Sa, 22.10.08 – 25.02.09
Intensivkurs Winterferien, 26.01.09 – 30.01.09
Für Untergymnasium
Jeweils Mi-Nachmittag, 04.02.09 – 29.04.09
Intensivkurs Frühlingsferien, 30.03.09 – 03.04.09

Sek-Vorbereitungskurs

Für Schüler der 6. Primarklasse und der 1. Realstufe
Mi-Nachmittag od. Sa-Vormittag, vom 29.10.08 – 25.03.09

Nachhilfe in Einzelunterricht

Kesslerstrasse 1
9001 St. Gallen
Fon 071 223 53 91
www.ortegaschule.ch

**ORTEGA
SCHULE
ST.GALLEN**

brockenhaus
degersheim STIFTUNG TOSAM

**Räumungen
Entsorgungen
Abholungen**

kompetent fachgerecht

...mehr als ein Brockenhause

Taastrasse 11, 9113 Degersheim, 071 371 29 57

Öffnungszeiten:

Mittwoch bis Freitag 14.00 bis 18.00 Uhr
Samstag 9.00 bis 16.00 Uhr

www.tosam.ch

MEISTERSTÜCK

FAMILIE MATA-NLANDU

Vor wenigen Wochen hat sich das Leben von Sandrine Nlandu und Jean-Bosco Mata verändert. Am 11. September kam ihre Tochter Brenda zur Welt und seitherwohnt die Familie in einem schönen Häuschen in Staad. Klingt alles gut. Doch das Paar lebt mit einem negativen Asylentscheid und ihre Tochter ist eines der ersten «Nothilfebabies» im Kanton St.Gallen.

Vor sechs Jahren ist der gebürtige Kinshasa-Kongoles Jean-Bosco Mata in die Schweiz geflohen. Er hatte zusammen mit einigen Mitstudenten eine regierungskritische Gruppe gegründet, worauf sie politisch verfolgt wurden. «Alle Freunde aus der Gruppe sind geflohen», sagt er. «Wir mussten weg, um unser eigenes Leben zu schützen.» Jean-Bosco Mata kam nach Walenstadt, seine Frau Sandrine Nlandu blieb zunächst mit der heute 13-jährigen Tochter in der Demokratischen Republik Kongo. 2004 wurde Jean-Bosco Matas Asylgesuch abgelehnt. Auch der Rekurs blieb erfolglos. Die Behörden hielten seine Geschichte für unglaublich. Gleichzeitig verschlechterte sich die Situation im Kongo für Sandrine Nlandu. «Im Kongo kann bei Abwesenheit des Mannes an seiner Stelle die Ehefrau bestraft werden», erklärt Jean-Bosco Mata. Deshalb floh Sandrine Nlandu vor fünfzehn Monaten ebenfalls in die Schweiz, die Tochter blieb bei ihrer Familie zurück. Als Frau eines Abgewiesenen hatte ihr Asylgesuch keine Chance, es wurde ebenfalls abgelehnt. Dennoch konnten die beiden hierbleiben. Im Kongo ist immer noch dieselbe Regierung an der Macht und die kongolesische Botschaft stellt ihnen keine Ausreisepapiere aus. Ursprünglich hatte der Kanton die beiden zwei verschiedenen Gemeinden zugeteilt.



Illustration: Christoph Fischer

Erst auf Betreiben des Solinetzes durfte das Ehepaar Anfang 2008 wieder zusammenziehen, in ein winziges Zimmer in einem Abbruchobjekt in Rorschacherberg. Seit Brendas Geburt wohnen sie nun in Staad in einem kleinen Häuschen mit zwei Zimmern, Küche und Bad. Die Gemeinde Rorschacherberg kommt für die Kosten auf. Die Tochter hat Leben in den abwechslungslosen Alltag gebracht. Trotzdem sind die Tage ohne Arbeit lang. «Ich muss doch arbeiten, um für meine Familie sorgen zu können», sagt Jean-Bosco Mata. Welche Art von Arbeit sei ihm egal. Er möchte ein Gesuch für eine Arbeitsbewilligung stellen. Chancen errechnet er sich dadurch, dass er schon mehr als fünf Jahre hier ist, noch nie Probleme mit der Polizei hatte und eine Familie zu ernähren hat. Momentan muss die dreiköpfige Familie mit fünfzehn Franken Nothilfe täglich auskommen.

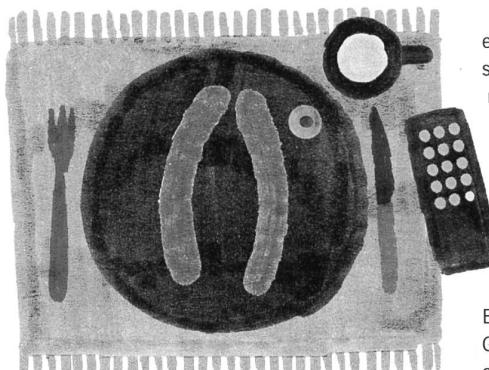
Und der Gedanke an Rückkehr? Das Paar verfolgt aufmerksam die politische Situation in der Demokratischen Republik Kongo. Jean-Bosco Mata ist in Kontakt mit seiner Familie, aber seine Mutter ist schon alt. Sandrines Familie flüchtete nach Angola, seither hat sie nichts mehr von ihr gehört, auch nicht von ihrer älteren Tochter. Ein Neuanfang wäre schwierig. Außerdem sterben im Kongo fünfzig Prozent der unter Fünfjährigen an Tropenkrankheiten. Wegen der kleinen Brenda blieben sie gerne mindestens fünf Jahre hier. Wenn im Kongo dereinst die Meinungsfreiheit gewährleistet sein sollte, warum nicht? «Es ist schliesslich immer noch unser Land», sagt Jean-Bosco Mata. Aber man merkt, dass er nicht daran glaubt, dass sich die politische Situation bald ändern wird. Familie Mata-Nlandu gibt die Hoffnung auf ein Leben in der Schweiz nicht auf.

Kathrin Haselbach

KELLER+KUHN: MAAG&MINETTI.
STADTGESCHICHTEN

ALLE SCHÖNHEIT DIESER WELT

Illustration: Beni Bischof



Der Flug verlief wie immer problemlos. Nachdem ihn das Flughafen-Shuttle in eines der traditionsreichen Hotels am Wenzelsplatz gebracht hat, gönnt er sich eine kurze Siesta. Dann aber zeigt Maag, was routinierte Reisende aus einem Städteflug herauszuholen in der Lage sind. Karlsbrücke, Kleinseite, Aufstieg zum Hradtschin, dessen zielstrebig Umrundung und Eroberung, inklusive Goldgasse und körperliche Stärkung mit einem Pils und Pragerwürstchen. Da er sich last minute zu diesem Flug entschloss, gibt er sich mit einem Zentralbräu und den im Kühlschrank vom letzten Wochenende übriggebliebenen Wienerwürstchen zufrieden. Das Marillenknödel zur Nachspeise ersetzt er durch einen Limonenkeks. Später gönnt er sich mit dem Film «Scharf beobachtete Züge» von Jiri Menzel genüssliche eineinhalb Stunden Pantoffel-

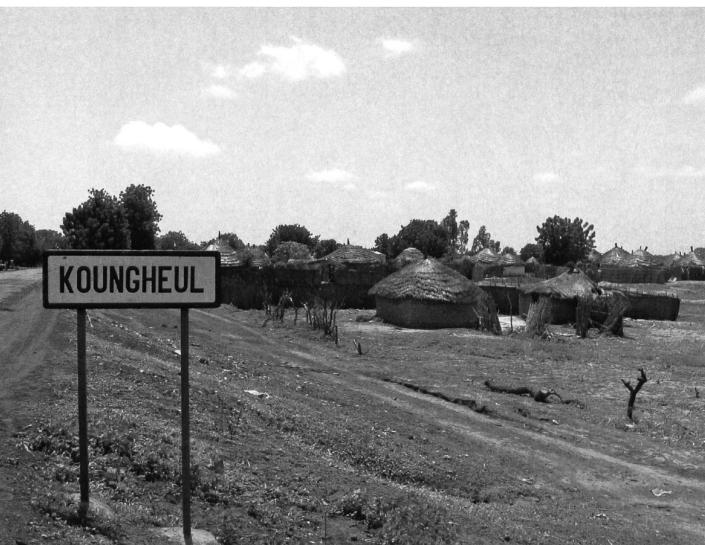
kino. Übergangslos sitzt er als Bahnhofvorstand und Fahrdienstleiter im Büro einer ländlichen, tschechischen Bahnstation, wo er zu nächtlicher Stunde den rosigen Hintern seiner Telegraphistin Zdenicka liebevoll mit Dienststempeln verziert. Die Flasche Pichon-Lalande, die er sich dazu gönnt, hat zwar nichts mit Prag zu tun, ist aber ein eindeutig erfreulicherer Stilbruch als jener mit dem Zentralbräu. Zufrieden knäult er mit ein paar Fausthieben sein Kopfkissen zur gewohnten Kissenwurst und schläft auf der Stelle ein. Am folgenden Morgen steht er eine Stunde zu früh auf, da er vergass, das Weck-Radio auszuschalten, dafür hat er Kafkas Geburtshaus in der U radnice Nr. 5 (im Korridor) und danach dessen Grab auf dem Neuen Jüdischen Friedhof (im Haushaltzimmer) praktisch für sich allein. Ausgerechnet hier beginnt

er Ana Bela zu vermissen. Wäre es nicht schön, eine solche Reise einmal mit ihr zu machen? Nicht einmal im Traum hätte er daran gedacht, dass sein Wunsch so schnell in Erfüllung gehen könnte, denn schon winkt sie ihm in jenem besonders kurzen Sommerkleid auf jene besondere Art zu, die verrät, dass sie sich ihrer Wirkung vollauf bewusst ist. Und dass sie ihn auch vermisst hat.

Bevor es wieder Zeit wird, an die Rückreise zu denken, liest er einige Abschnitte aus der Erzählung «Das Urteil» und gedenkt wehmütig Georg Bendemanns. Darauf wandert er mit Ana Bela am Arm altstadtwärts und sie verlieren sich in den engen Gassen, bevor sie doch noch rechtzeitig den Bus erreichen, der bereits mit laufendem Motor wartet. Noch im Flugzeug überlegen sie, welchen Städteflug sie als nächstes in Angriff nehmen könnten: Berlin? Lissabon? Paris, das man nie ganz gesehen hat, wie Ana Bela zu Recht findet?

«Weshalb nicht noch einmal Prag, einfach mit einem andern Film? Was hältst du von «Ein launischer Sommer»?» murmelt er, verblüfft, wie erotisch seine Stimme klingt. Lange stellt er sich vor sein Bücherregal, bis er es sich schliesslich mit «Alle Schönheit dieser Welt», den Erinnerungen Jaroslaw Seiferts, auf dem Sofa gemütlich macht.

Keller+Kuhn sind Christoph Keller (St.Gallen/New York) und Heinrich Kuhn (St.Gallen/Paris).



Aus diesem Dorf floh Daouda nach Europa...



... zehn Tage auf einem Fischerboot und Meersalz hinterliessen Spuren ...



... doch Europa wollte nicht, dass er bleibt.

Bilder: Bruno Keller

DAOUDAS KURZER TRAUM

Die Rückkehr ist holprig. Die letzten zehn Kilometer bis zum Dorf müssen wir mit Pferd und Wagen zurücklegen. Bald wird die Dämmerung hereinbrechen, die Umgebung leuchtet manigfaltig. Es ist Regenzeit im Bassin Arachidier des Senegals, die Felder sind bestellt und die Gräser sprossen. Doch es ist keine leichte Rückkehr für meinen Begleiter. Seine Hoffnung war gross, als er das Dorf vor etwas mehr als einem halben Jahr verlassen hat, nun kehrt Daouda mit leeren Händen zurück.

Daouda zögerte die Rückkehr hinaus. Schon vor dreieinhalb Tagen setzte das gecharterte Flugzeug in Dakar auf. Zusammen mit hunderten anderen Abgewiesenen wurde er von der lokalen Polizei in Empfang genommen. Lange ging die Prozedur nicht, der Grossteil der Büroarbeit wurde bereits von den spanischen Kollegen erledigt. Einen Jogginganzug, Papierkram von der spanischen Polizei und 10'000 CFA-Franc (ungefähr 25 Franken) vom senegalesischen Staat für die Rückfahrt in sein Dorf ist alles, was ihm von seiner Flucht bleibt. Die meisten seiner Habseligkeiten hat er zurückgelassen bevor er sich in Mauretanien in das Boot setzte, welches ihn in die goldene Zukunft bringen sollte. Das einzige was im bleibt sind zwei Hektar Land und die Hütte in seinem Heimatdorf. Die Distanz von dort zur Hauptstadt beträgt 340 Kilometer. Unter normalen Umständen könnte er noch am gleichen Tag nachhause zurückkehren. Doch Daouda hat es nicht eilig, noch weiss niemand, dass er es nicht geschafft hat. Ebensowenig wie damals die Familie von seinen

Plänen wusste, Europa zu erobern. Erst beim letzten Kontakt vor zwei Wochen klärte er sie telefonisch über seine Absichten auf, er sei in Spanien, klar, es gehe ihm gut und er werde wohl bald in die Freiheit entlassen und könne nach Madrid gehen. Sie sei glücklich, habe ihm seine Frau geantwortet. Er solle hart arbeiten, ja nichts vergeuden und seine Familie nicht vergessen.

Nun aber nähern wir uns seinem Dorf. Die ersten Hütten werden sichtbar. Die Anspannung ist spürbar. Daouda ist froh um den Toubab (Weissen) an seiner Seite, der die Blicke der Dorfbewohner auf sich zieht. Er duckt seinen Kopf leicht. Erst als wir in den Hof der Grossfamilie einbiegen, wird er erkannt. Es ist ein herzlicher Empfang. Die Aufmerksamkeit gilt aber erstmal dem fremden Besucher, und erst später steht Daouda im Mittelpunkt des Interesses. Nur wenige sind sich seiner Situation bewusst. Die meisten glauben, er komme von seiner Arbeit zurück. Denn viele der jungen Erwachsenen aus der Region verbringen die erste Jahreshälfte in den Städten an der Küste um ein Zubrot zu verdienen. Sie kehren erst auf die Regenzeit zurück, um die Felder zu bestellen. Dafür ist Daouda aber zu spät dran, die Regenzeit neigt sich bereits ihrem Ende zu.

Kommissar zückt Rotstift

Als ihn die spanischen Ermittler während der ersten beiden Tage nach der Ankunft auf den Kanaren ausfragten, hatte er sich als Burkinabe ausgegeben. Daouda hatte sich vorbereitet, ein paar Brocken

Bobo und die wichtigsten Gegebenheiten wie Hauptstadt, Präsident und die Regionen seines neuen Heimatlandes auswendig gelernt. Daouda war sich gewiss, dass er als Senegalese gar nicht erst eine Chance hätte, «befreit zu werden», wie er es ausdrückt, da ein Rückführungsabkommen besteht. Eine Woche nach der Ankunft waren afrikanische Ermittler vor Ort, sie behaupteten erst Daouda sei Malier, da er Mandinko versteht und sein Name Camara dort stark verbreitet ist. Später wurde er von ihnen als Senegalese identifiziert. Damit war sein Schicksal besiegelt und es geschah, was Daouda auf jeden Fall verhindern wollte: Der spanische Kommissar setzte den Rotstift an und in diesem Moment realisierte Daouda, dass sein Traum vorbei war.

Sofort wird der Pferdewagen von Kindern umzingelt. Ungefähr dreissig Kinder würden in seinem Carré leben, hat Daouda mir auf dem Weg erzählt, ich habe das Gefühl, es seien mindestens doppelt so viele. Die Familie ist gross, sie umfasst die männlichen Nachkommen von Daoudas Grossvater, dessen Brüder und deren Ehefrauen. Maximal vier Ehefrauen sind offiziell erlaubt, die meisten belassen es bei zwei. So leben im Carré der Familie Camara gegen hundert Personen. Die zehn männlichen Erwachsenen verfügen über ein Stück Land, die einen mehr, die anderen weniger. Die Camaras bewirtschaften rund zwanzig Hektaren und produzieren Erdnüsse, Mais und Getreide. Dabei wird ein Grossteil der Ernte für den Eigengebrauch benötigt, der Rest wird verkauft, um andere Güter für den All-

tagsgebrauch zu kaufen. Doch die Ernte 2007 war witterungsbedingt äusserst schlecht, so sind die Nahrungsmittel bereits fünf Monate vor der neuen Ernte ausgegangen. Darum ist die Familie von den Geldzuschüssen ihrer Mitglieder, welche in den Städten arbeiten, angewiesen, um ihr Überleben zu sichern.

81 auf einem Fischerboot

Im Alter von vierzehn Jahren hat sich auch Daouda erstmals aufgemacht, in der Ferne Arbeit zu suchen. Aufgrund des Todes seines Vaters musste er seine Schullaufbahn abbrechen, um seine Familie finanziell zu unterstützen. Sieben Jahre lang hat er die Trockenperiode in einer Hafenstadt verbracht und dort in der Fischerei gearbeitet. Am Anfang im Hafen, später auf dem Meer. 25'000 CFA-Franc (sechzig Franken) hat er monatlich verdient, einen Grossteil davon liess er seiner Familie zukommen. Doch dieses Jahr hat sich Daouda klimmheimlich anders entschieden. Er möchte den europäischen Traum leben. Der CFA-Franc sei schlecht, meint er, schon ein Euro sei viel Geld im Senegal. Zudem hat er in diesem Frühjahr geheiratet. Er wollte eine bessere Zukunft für seine Kinder und im Senegal könnte er die nicht gewährleisten. So hat er sich aufgemacht, sein Haus, das er von seinem Vater geerbt hatte, verkauft, das wenige Ersparne zusammengekratzt. Er hat sich Zeit gelassen, drei Monate hat er in einer mauretanischen Küstenstadt verbracht. Dabei hat er gearbeitet und Kontakte geknüpft, die ihm erlaubten für die Überfahrt nur 250'000

CFA-Franc (600 Franken) hinzublättern. Normalerweise fällt das Doppelte und mehr an.

Zehn Tage hat es gedauert bis sie auf den Kanaren ankamen, vier Mal sind die Motoren ausgefallen.

81 Leute zusammengepfercht auf einem kleinen Fischerboot. Schrecklich sei es gewesen, er könnte es nicht in Worte fassen. Seine vom Salz ausgetrocknete Haut erzählt noch drei Wochen danach von der langen Zeit auf dem Meer. Zwei Personen haben die Überfahrt nicht überlebt, nach zwei Tagen sind die Wasservorräte ausgegangen, nach weiteren vier Tagen die Nahrungsmittel. Daouda hat es verhältnismässig gut überstanden, seine Erfahrung als Fischer hat es ihm erleichtert.

Doch nun ist er zurück. Ein Cousin setzt sich zu uns, auch er hat versucht, die Grenzen Europas zu knacken. Im Juni hat er sich auf den Weg gemacht, seine Identität als Gambier reichte ihm für einen 39-tägigen Aufenthalt auf den Kanaren. Nur gerade fünfzehn Tage konnte Daouda an Europa schnuppern. Das Joghurt mit den verschiedenen Fruchtgescmäckern und das Fernsehen haben es ihm angetan. Wie es weitergeht, weiss er noch nicht. Wahrscheinlich wieder zurück in die Fischerei, Geld verdienen, auf die Zukunft hoffen. Ob er es wieder machen würde? Natürlich, er habe nichts zu verlieren.

Bruno Keller, 1983, stammt aus dem St.Galler Umland und studiert in Bern Ökonomie. Er machte ein dreimonatiges Praktikum im Bereich Armutsbekämpfung und Rural Development im Herzen Senegals.